Im Laufe dieser mehr als 160jährigen Entwicklung vollzog sich die Trennung vom Buchdruck einschließlich Zeitungsverlag zum berufsmäßigen Buchhandel. 1856 verkaufte Josef Keller seine Zeitung an den Buchdrucker Friedrich Löchner. Von diesem Jahre an nahm der Zeitungsverlag seinen eigenen Weg. (Fortsetzung folgt)

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Albert Deibele

Santo Salvi, der Kastanienbrater

Santo Salvi war Kastanienbrater bei der Johanniskirche und hatte daneben noch Südfrüchte feil. Später erwarb er sich den Laden Ledergasse 33, den er noch lange Jahre neben seinem Stande weiter führte. Der kleine lebhafte Mann mit dem überlangen Schnurrbart war uns Buben eine interessante Persönlichkeit, und gerne umlagerten wir seinen Röstofen, der wie ein transportabler Waschkessel aussah. Noch höre ich das Krachen der gerösteten Kastanien, wenn Santo Salvi sie aufdrückte, sehe den Dampf aus der gesprungenen Schale aufsteigen, und meine Nase wittert den fettig dumpfen Geruch, der heißen Kastanien eigen ist. Bei kaltem Wetter durften wir Kinder unsere Hände über dem heißen Deckel seines Rösters wärmen. Santo Salvi hatte eine hübsche Tochter mit tief schwarzen Haaren und Augen: eine echte Italienerin. Als diese noch in die unterste Klasse ging, brachte einst eine Mitschülerin ihrem Lehrer Sonnentag ein Brieflein des Vaters. Darauf stand:

can nite coma benedicte de mess Santo Salvi.

Sonnentag, der nicht italienisch verstand, wandte sich an seinen Kollegen Durst. Der konnte aber mit der Sache auch nichts anfangen und meinte: benedicte und mess könnten vielleicht lateinisch sein; aber auch hier kam er nicht weiter. Auf einmal fing Sonnentag laut zu lachen an und rief: „Jetzt habe ich die Inschrift!“ und er las:

Kann nicht kommen, benötigte die Mätz (das Mädchen)
(can nite coma benedicte de mess)

So war Santo Salvis Rechtschreibung.

Ein andermal hing an der verschlossenen Ladentüre seines Geschäfts folgender Zettel:

aide suspert wega ocit maca.

Auch diese rätselhaften Worte konnten nicht von allen Gmündern entziffert werden. Sie lauten:

Heute zugesperrt wegen Hochzeit machen.
(aide suspert wega ocit maca).

Alle diese Gestalten, zu denen wir als Kinder hinaufgeblickt haben, sind dahin. Langsam ist man selbst ein alter Gmünder geworden. Was wird das kommende Geschlecht über uns zu berichten wissen?

Für die Redaktion: Dr Franz Dietzel - Schwäbisch Gmünd, Engelgasse 11; Beiträge wollen an diese Anschrift gerichtet werden.

von Waldau hier hauste. Von einem Turnier auf dem Staufen heimkehrend, wurde er aus Eifersucht von einem anderen Ritter erschlagen. Zwei Jahrhunderte später kam die Burg durch Schenkung an das Kloster Lorch, und im 14. Jahrhundert wurde die Burg rechbergisch. Im Jahre 1393 trug Wilhelm von Rechberg die Burg dem Grafen Ulrich von Hohenlohe-Langenburg zu „Lehen" auf. Seitdem war sie bis ins 19. Jahrhundert ununterbrochen hohenlohisches Lehen. Um das Jahr 1540 kam dann die Burg mit dem Burghof und dem 400 Jauchert = 198 ha großen Tannenwald als Lehen an die Stadt Gmünd. Im Jahre 1449 wurde die Burg zerstört, aber wahrscheinlich wieder aufgebaut.

Durch Beschluß der bürgerlichen Kollegien wurde das Lehen am 4. Juli 1879 abgelöst. Aus den jährlichen Abgaben wurde die Ablösungssumme zu 143 M. 43 Pfg. errechnet. In Anbetracht des heutigen Holzpreises ist dieser Betrag geradezu lächerlich gering. Stadtpfleger Bommas war der letzte Lehensträger der Stadt.

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Albert Deibele

Johann Stehle, der alte Archenwirt

Johann Stehle war noch ein Wirt nach dem alten Schlag, dem sein Beruf Herzenssache war. Er galt als besonders guter Weinkenner, und sein Keller war bekannt. Halbbetrunkene aber bekamen seine besten Sorten grundsätzlich nicht vorgesetzt, ebensowenig Leute, die von Weinen nichts verstanden. Saßen aber die echten Weinzähne beisammen, dann holte Stehle eine verstaubte Flasche aus dem hintersten Winkel seines Kellers, ließ den Pfropfen knallen, schenkte ein, hielt das fein geschliffene Glas voll Andacht gegen das Licht und sprach feierlich: Schaut! Riecht! Kostet! Welch edle Gabe Gottes! — Und nun wurde geschlürft und geschlürft, langsam und bedächtig, Tropfen um Tropfen.

Zu den häufigsten Gästen in der Arche gehörte Professor Engelbert Mager, der damals in der Lorcher Straße wohnte. Seine gravitätische Künstlergestalt war allen Gmündern bekannt. Im hellgrauen Überrock, mit Künstlerkrawatte, die rechte Schulter etwas tiefer, den ganzen Körper schräg links vorgeschoben, so steuerte er durch die Straßen. Er soll Stehle als Weinkenner noch übertroffen haben. Meistens hatte Mager mehrere Sorten Wein vor sich stehen, die er gewissenhaft prüfte und dann nach Kennerart sorgfältig mischte. Als einmal starkes Glatteis war, wagte der damals schon alternde Professor nicht den Weg zur Schule. Andern Tags schrieb er in das Schultagebuch „Zeichnen ausgefallen wegen Glatteis." Ein boshafter Schüler schrieb darunter: „Nur bis zur Arche gekommen!" Mager selbst hat am meisten über diesen Eintrag gelacht und verhindert, daß eine angedrohte Untersuchung des Falls durchgeführt wurde.

Zu den Gästen, die hin und wieder in der Arche verkehrten, gehörte auch der vor einigen Jahren verstorbene Buchdrucker Kraus. Dieser machte sich einmal einen netten Spaß mit Stehle. Es war an einem heißen Sommertag. Kraus ging nach alter Gewohnheit auf den Salvator und trug, der Schwüle wegen, den Hut in der Hand. Vor der Arche stand Stehle und schaute nach dem Wetter. Da sah er Kraus still und ernst vorbeigehen. „Na, Herr Kraus", meinte Stehle, „warum so andächtig heute und gar noch barhäuptig?" — „Na", meinte Kraus, „wundert Sie dieses? Ich vermutete Sie im Keller, und da kann man doch nie wissen, ob dann dort nicht gerade Wandlung ist!" — Darauf wußte Stehle nichts mehr zu erwidern.

Christoph Fridel, Maler, Vater und Sohn

Mitgeteilt von Else Gündle

Im Nachlaß unseres Heimatforschers Stpf. Weser findet sich eine eingehende Arbeit über die beiden Gmünder Maler Christoph Fridel — „den Ladenmaler" und dessen Sohn Christoph. Ein Auszug aus dieser mühevollen Forscherarbeit dürfte weitere Kreise interessieren, zumal sich Fridel der Jüngere in 4 Epithaphen und einem Oelgemälde dort verewigt hat.

Von Chr. Fridel-Vater, dem „Ladenmaler" — er war zugleich Inhaber eines Ladens in der Waldstetter Vorstadt — ist uns kein Werk bekannt, doch haben wir dank der Forscherarbeit Wesers eine genaue Kenntnis seiner Familienverhältnisse. Er war in 1. Ehe vermählt mit Anna Rickelmaier, ca. 1575. Aus dieser Ehe stammte ein Kind, Anna Maria, geb. 25. 3. 1576, dessen Paten Hans Spindler und Cordula Wertwein waren. Der 2. Ehe mit Eva? entsproßten 7 Kinder, lauter Knaben.

Christoph Fridel und seine Frau sind wohl schon vor 1629 gestorben (Beginn des Totenregisters 1629). Der Sohn scheint in dem Vater einen tüchtigen Lehrmeister gehabt zu haben, der ihn auch in der Bildschnitzerei ausgebildet hatte. Er war der älteste der 7 Buben und wurde am 28. 9. 1578 von dem Licentiat Bernhard Kreß und Cordula Wertwein, der Kantengießerin, aus der Taufe gehoben. Das Totenregister berichtet, daß Christoph Fridel, pictor, den 22. Febr. 1668 als 80jähriger begraben wurde. Indes ist Fridel 90 Jahre alt geworden, geb. 1578. Am 14. September 1609 hatte er sich mit Lucia Burggräfin vermählt. Die Braut stammte aus einer alten Gmünder Familie, die lange Zeit ihre Behausung am Kalten Markt hatte. Sie starb am 29. Sept. 1635. Am 31. März 1636 hatte Fridel eine 2. Ehe geschlossen mit Anna Maria Vogt. Beide Ehen scheinen kinderlos geblieben zu sein. Vom Jahre 1606 stammt sein erstes uns bekanntes Werk, das Tympanonbild über dem Südportal des Langhauses unseres Münsters. Weitere Werke des Künstlers sind die 3 andern Tympanongemälde und ein Oelgemälde — eine Kreuzigung, in der Sakristei — ein Epitaph des Bürgermeisters Grieb in der Herrgottsruhkapelle, sowie der Altar daselbst mit dem Kreuzigungsbild, ein Altar in Auernheim-Neresheim und die Salvatortafel.

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Der Knolla-Jörgle (Fasser-Lehrmeister Georg Knoll)

Albert Deibele

Auch er ist dahin, der fast mit der Präzision eines Uhrwerks täglich nach „Moschtenried“ pilgerte. Ob das wahr ist, was ich da erzähle, muß seine Pauline, das „Hornaußele“, wissen. Ich glaube, die Sache auch schon anderswo gehört zu haben. Es war mir immer ergötzlich, Jörgle und seine Pauline zu betrachten, wenn sie miteinander nach Hause gingen. Das eine hinkte links, das andere rechts, und so schwankten sie wie ein vollbeladener Garbenwagen, auch wenn sie nichts geladen hatten.

Einmal aber hatte Jörgle ordentlich geladen. Er kam von Wustenriet, wo man ein neues Mostfaß angestochen hatte. Das galt unserm Jörgle mehr als eine Metzelsuppe. Auf seinen Weichselstock gestützt schwankte er spät abends den Salvator herunter, und da in solchem Zustand der Durst immer größer wird, kehrte er noch im „Kübele“ ein. Der miserable Durst! Je mehr er in sich hineingoß, desto schlimmer wurde es. Langsam fing der Kopf zu rappeln an, das Fußwerk, das ja noch nie viel nutz war, streikte vollständig. Was nun? Damals lebte noch Ernst Wiedenmann, der Kübeleswirt. Er wandte sich an zwei Arbeiter, die eben nach Hause gehen wollten und meinte: „Es kommt mir auf ein Maß Bier für jeden nicht an, wenn Ihr mir den Jörgle heimbringt. Man kann doch in diesem Zustand den alten Mann nicht allein gehen lassen!“ — „Ist recht“, meinte der eine Arbeiter. Der andere, gewitzigter, sagte: „Eine undankbare Aufgabe! Gewöhnlich geht das Donnerwetter der Weiber auf die los, welche den Mann nach Hause bringen.“ — „Seine Pauline ist nicht so schlimm, die reißt Euch den Kopf nicht herunter.“ „Nun also!“

Mit vieler Mühe brachten sie Jörgle nach Hause. Sie läuteten. Das „Hornaußele“ war noch auf und kam herunter. „So, bringt Ihr meinen Jörgle?“ — „Ja, Frau Knoll!“ — Dann ging sie in tiefstem Schweigen, die Kerze in der Hand, voraus. Der eine Arbeiter stupfte seinen Kameraden. „'S wird schlimm! Sie schwätzt nichts!“ — „Ja“, meinte der andere, „wenn sie schweigen, sind die Weiber am gefährlichsten.“ Sie legten Jörgle auf den Diwan und wollten sich rasch aus dem Staube machen. Das „Hornaußele“ aber trat ruhig auf die beiden zu, gab jedem freundlich die Hand, bedankte sich recht höflich und wünschte „Gute Nacht“ Da konnte der eine Arbeiter nicht mehr an sich halten und sagte: „Frau Knoll, wir waren auf ein großes Donnerwetter gefaßt, obwohl wir an der Sache ganz unschuldig sind, und Sie bedanken sich noch! Der Teufel kenne sich bei dem Weibervolke aus!“ — „Warum soll ich mich nicht bedanken“, erwiderte Pauline, „man bedankt sich doch schon, wenn man eine Wurst bekommt, und Ihr bringt mir heute gleich eine ganze Sau ins Haus!“ Da gab es ein schallendes Gelächter, und noch lange erregte die schlagende Antwort von Frau Knoll große Heiterkeit.

Für die Redaktion. Dr Franz Dietzel Schwäbisch Gmünd Engelgasse 11; Beiträge wollen an diese Anschrift gerichtet werden.

7. Aus den meisten Volks- und Stammesnamen sind Geschlechts- und Ortsnamen abgeleitet worden. So haben wir beispielsweise die Namen Schwab, Schwabe, Schwäble, Schwabach, Schwabing, Schwabhausen; Frank, Franke, Fränkel, Frankenbach, Frankental, Frankfurt; Sachs, Sachsenhausen, Sachsenheim, Sachsenhof, Sachsenmeier. Wir finden aber nie einen aus „Alemann" gebildeten Geschlechts- oder Ortsnamen! So legt sich denn der Schluß nahe, daß Ala(e)mann gar kein Stammes- oder Volksname ist.

Der erste Bestandteil des Wortes „Alamanne" ist das althochdeutsche al, ala, das wir noch haben in Allmacht, Allheit, Allmende. Es bedeutet soviel wie ganz, gesamt. Allmende ist die ganze, gemeine, allgemeine Mark. Die Alemannen sind also alle Mannen, die gesamten, sämtlichen Mannen. Diese Bezeichnung paßte vortrefflich, denn sie bildeten eine Gesamtheit, einen Bund, eine Waffengenossenschaft, eine „alamanida", eine Allgemeinheit.

„Die Alemannen sind, wie August Lämmle sagt, eine Waffengemeinschaft der suebischen Völker zwischen Elbe und Oder, ums Jahr 213 aufgeboten, um die Quellenländer der oberen Donau, des Neckars und des Oberrheins von den Römern zurückzugewinnen."

Ala(e)manne ist also eine politische, nicht stammesmäßige Bezeichnung genau so, wie wir für die Schweizer auch die Gesamtbezeichnung „Eidgenossen" haben. „Wer die Alemannen für verschieden von den Schwaben erklärt, kann ebensogut behaupten, die Eidgenossen seien etwas anderes als die Schweizer[2])."

Forts. folgt.

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

„Der Sodele" (Johann Kucher)

Albert Deibele

Der Sodele war ein großer, breitschultriger Mann, der in einem alten Häuschen in der Hinteren Schmidgasse (Nr. 18) wohnte. Dort betrieb er eine Zicklesmetzgerei. Wollte man in den Laden eintreten, so ging es erst ein paar Treppen abwärts, über die wir Kinder regelmäßig hinabkollerten. Doch das schadete nicht weiter. Als ich den Sodele kennen lernte, war sein langer Spitzbart schon stark angegraut. Mit seinem bürgerlichen Namen hieß er Johann Kucher, aber unter diesem Namen kannten ihn nur wenige.

Morgens ging er ins Schlachthaus, wo er als Metzger und Fleischbeschauer wirkte. Nachmittags warf er mit einem kräftigen „Sodele" sich einen schweren Henkelkorb auf die Schulter und besuchte die Kundschaft. Beim ersten Hause wurde der Korb mit einem erleichternden „Sodele" wuchtig auf die Treppe gesetzt. Die Hausklingel ertönte. Ein Kopf erschien am Fenster. „Sodele, Frau Beißwenger, do wär i wieder. Brauchat Se a Floesch?" — „I komm glei ronter!", tönte es zurück. Unter der Haustüre erhielt Frau Beißwenger ein Stück Fleisch. „Sodele, Frau Beißwenger, des tät grad für Sia bassa!" Und so war es auch; denn der Sodele kannte die Bedürfnisse seiner Kundschaft genau. Dann strich er das Geld befriedigt ein. „Sodele, Frau Beißwenger, no wära mer für heut fertig. Auf Wiedersehen!" - „Auf Wiedersehen!" — Mit einem „Sodele" wurde der Korb wieder auf die Schulter geschwungen Wenn er so unter vielen „Sodeles" seine Ware an den Mann, vielmehr an die Frau, gebracht hatte, stellte er mit einem vergnügten „Sodele" den leeren Korb in eine Ladenecke, und mit einem „Sodele" ging es

[2]) Vortrag von O. von Ehrenberg/Hechingen 1897 „Hohenzoll. Bl. Nr. 200.

zum Schoppen. Jeder Schluck wurde mit einem genießerischen „Sodele“ abgeschlossen. Auch sonst hatte er an einem solchen Abend noch manches „Sodele“ anzubringen, bis er sich endlich nach Hause begab und sich mit einem letzten „Sodele“ zur Ruhe legte. Am anderen Morgen aber erhob sich unser Sodele schon in der Frühe mit einem schweren „Sodele“, und so sodelte und sodelte es weiter den ganzen Tag, das ganze Jahr hindurch. Sicherlich hat unser lieber Metzgermeister sein Leben mit einem befreienden „Sodele“ abgeschlossen und drüben im Jenseits seine alten Freunde mit einem freundlichen „Sodele“ wieder begrüßt.

Das Haus des „Sodele“ kaufte die Schlüsselbrauerei, von welcher es an Wilhelm Kohleisen überging, der es 1921 abbrechen und wieder neu aufbauen ließ. Wilhelm Kohleisen, der Bürgermeister ohne Gehalt von der Hinteren Schmidgasse, ist längst als Schalk bekannt. Schon manches köstliche Stücklein hat er sich geleistet. Den Abbruch des Sodeleschen Hauses übertrug er gegen Ueberlassung des anfallenden Materials dem Dachdeckermeister Böhnlein. Zuvor füllte er den Strumpf mit außer Kurs gesetztem Geld, das es in der damaligen Inflationszeit massenhaft gab, legte obenauf einige Zwanzigmarkstücke aus Schokolade mit Stanniol überzogen und versteckte den Strumpf unter dem Stubenboden. Ein paar Tage darauf stieß Hermann Schweitzer, der bei Böhnlein arbeitete, auf den Fund. Erst maßloses Erstaunen! Kohleisen, der auf der Lauer gelegen war, eilte herbei, drückte Schweitzer ein echtes Zwanzigmarkstück in die Hand und rief nun die Arbeiter herbei. Schweitzer hatte alsobald begriffen, hielt in der einen Hand den Strumpf, in der anderen das Zwanzigmarkstück in die Höhe und rief: Sehet, welchen Fund ich gemacht habe! Von allen Seiten strömten die Leute herbei. Man beglückwünschte den Finder und zerbrach sich die Köpfe, von wem der Fund wohl herrühren könnte, Schweitzer und Kohleisen, beide erhoben nun Anspruch auf den Schatz. Schweitzer behauptete, Kohleisen habe das ganze Haus für die Abbruchsarbeiten abgetreten. Kohleisen aber meinte, es sei noch nie erhört worden, daß zu einem Haus, das man abbreche, auch ein Geldstrumpf gehöre. Und so ging man scheinbar in tiefstem Streit auseinander.

Die Nachricht von dem großen Geldfund hatte sich mit Blitzeseile durch die Stadt verbreitet. Von Fräulein Sorg, der Nachbarin, erfuhr es auch der Sohn des „Sodele“, der nun schleunigst zur Fundstelle rannte und das Geld beschlagnahmen wollte. So war nun also noch ein dritter Bewerber da. Er behauptete gegenüber Kohleisen und Schweitzer, die wieder erschienen waren, das Geld könne nur von seinem Vater herrühren. Dafür spreche schon die Jahreszahl auf der Münze. Die ganze Angelegenheit sei als Fund zu betrachten, und auf einen Fund könne niemand Eigentumsrechte erheben, wenn der Verlierer bekannt sei. Man wurde allmählich hitzig. Schließlich gaben Kohleisen und Schweitzer nach. Sie waren bereit, den Geldstrumpf dem Sohn und Erben des „Sodele“ auszuhändigen, wenn er auf das Goldstück, das Schweijer in den Händen hielt, verzichte. Darauf ging der junge „Sodele“ ein. Wie erstaunte er aber, als er seinen Schatz betrachtete! Erst wollte er aufbrausen, machte dann aber glücklicherweise gute Miene zum bösen Spiel. Ein herzliches befreiendes Lachen endete die spaßhafte Geschichte, die der Bürgermeister von der Hinteren Schmidgasse wieder einmal angezettelt hatte.

Für die Redaktion: Dr. Franz Dietzel · Schwäbisch Gmünd, Engelgasse 11; Beiträge wollen an diese Anschrift gerichtet werden.

sieben Schwertern durchbohrt. Auf der linken Seite ist Mutter Anna Selbdritt dargestellt; rechts steht Johannes der Evangelist.

Es ist immer reizend, den Ursprung einer Kapelle zu ergründen. Diese entstand aus herbem Leid heraus, wohl als Folge eines Gelöbnisses. Im Jahre 1767 verheiratete sich Johannes Kochner mit Anna Pfister aus Iggingen. Die beiden Brautleute waren ledig. Der Bräutigam besaß ein Lehen von den Dominikanern zu Gmünd. Die Braut brachte neben einer reichen Aussteuer 1 000 fl. Bargeld in die Ehe. An den heutigen Verhältnissen gemessen war dies damals sehr viel. Zum großen Leid aber blieb die Ehe kinderlos. Deshalb wenden sich die Eheleute nach 10jähriger Ehe an die Schmerzhafte Muttergottes und erbauen 1777 die Kapelle. Ihr Gebet wurde jedoch nicht erhört, und ihr innigster Wunsch blieb unerfüllt. Zehn Jahre später (1787) übergaben sie den Hof an Burkhard Pfister. Dieser war ein Neffe der Bäurin. Der Bauer überlebte die Hofübergabe nur kurze Zeit. Er starb im Sommer des Jahres 1788.

Wer die Geschichte der Kapelle kennt, wird deshalb gerne andächtig vor ihr verweilen. Mit menschlichem Schicksal verknüpft ist sie zum Sinnbild tiefsten Leids geworden.

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Albert Deibele

D' Stützagustle

Eine alte Gmünderin, die nicht genannt sein will, übergab mir einige reizende Erinnerungen, die ich hiemit bekannt machen möchte.

D' Stützagustle war eine sehr geschickte Näherin, die in einem bescheidenen Häuschen in der Waisenhausgasse wohnte. Ihr Mann hieß August Stütz und war als Stützagustel überall bekannt. Der Einfachheit halber bekam seine Frau den Namen Stützagustle, obwohl sie Theresia hieß. In ihrer Stube waren Tisch, Stühle und Kommode mit Bergen von Stofflappen, Besatzartikeln, Knöpfen, Faden, Schnittmustern, halb und ganz fertigen Kleidern belegt. Es war erstaunlich, wie sie aus diesem Wust mit sicherer Hand sofort das Richtige herausfischte. Darin hatte sie in Gmünd nur ein einziges Gegenstück, den allzeit freundlichen und liebenswürdigen Buchhändler Schmold in der Bocksgasse.

Damals waren die Damenschneiderinnen schlecht bezahlt; aber die tapfere Frau meisterte das Leben und brachte es durch eiserne Sparsamkeit fertig, ihr Häuschen sich zu erhalten. Als man sie einmal fragte, was sie von ihren Kindern zu Weihnachten bekomme, antwortete sie sehr vergnügt: a Dachrenne!

Wenn so eine Näherin tagein, tagaus über ihrer Arbeit sitzt, findet sie Zeit, über allerhand nachzudenken. Der Stützagustle hatten es die schönen Lieder angetan, die sie einstens gelernt hatte, und darunter ihr Lieblingsgedicht: „Der Pilgrim von Sankt Jus"t[1]). Kam ich nun — so erzählt unsere Gmünderin — als junges Mädchen zur Anprobe, so stellte sich d'Stützagustle breit vor mich hin, ihre Bluse über und über mit Stecknadeln gespickt. Dann legte sie mir das halbfertige Kleid um und begann, ohne ihren dichterischen Schwung zu hemmen:

[1]) Gedicht von Platen über Karls V. Eintritt ins spanische Kloster Sankt Just.

„Nacht ist's, und die Stürme sausen für und für..."
I moi, da Ärmel könnte ma so lassa!
„Hispanische Mönche schließt mir auf die Tür!"..."
A schmals Preisle tut mir besser g'falla als a breits.
„Laßt mich hier ruh'n, bis Glockenton mich weckt, der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!"...
Dr Leib ischt no a bißle weit. Do mach i en Ausnäher!
„Bereitet mir, was euer Haus vermag, ein Ordenskleid und einen Sarkophag!" . . .
Do vorna wär a Sammetschleifle nett übel!
„Gönnt mir die kleine Zelle, laßt mich ein!" . . .
Dia Fältla verteil i na scho no!
„Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein!" . . .
Dia Seitennaht näh i no a bißle tiefer, no sitzt der Rücka tadellos!
„Das Haupt das nun der Schere sich bequemt, mit mancher Krone war's bediademt." . . .
Ischt ehne des Krägle weit gnuag? I mach no a weiß Paspölle na!
„Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt, hat kaiserlicher Hermelin geschmückt." . . .
Jetzt dreat sie sich amol langsam um, daß i sieh, wia der Rock in der Länge ischt!
Und dann kam mit Grabesstimme der Schluß:
„Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich und fall' in Trümmer wie das alte Reich!"
Am Samsteg Obad kennet Ses no abholla, aber nett vor Fenfe!
Damit endete der Vortrag; aber er wiederholte sich, so oft ich bei ihr etwas anprobierte.
Nun liegt die Stützagustle längst schon bei Sankt Leonhard, und ihre fleißigen Hände ruhen.

Gmünder Heimatblätter jetzt auch einzeln zu beziehen

Da es seit dem Wiedererscheinen der inhaltlich so wertvollen

Gmünder Heimatblätter

vielfach bedauert wurde, daß sie nur auf Zeitungspapier gedruckt und so im Aussehen wie in der Haltbarkeit beeinträchtigt werden, sollen von jetzt ab für alle heimatkundlich interessierten Kreise (Behörden, Schulen, Pfarrämter usw.) die einzelnen Nummer auch auf besserem Papier hergestellt werden.

Alle Interessenten erhalten die Exemplare gegen eine geringe Gebühr von je 20 Pfg. zugesandt. Bestellungen sind bis spätestens 15. Januar schriftlich oder mündlich an unseren Verlag zu richten.

Für die Redaktion: Dr. Franz Dietzel Schwäbisch Gmünd. Engelgasse 11; Beiträge wollen an diese Anschrift gerichtet werden.